

Kern einfach: die heutige Geldknappheit, die jeden Menschen zwingt, schärfer darauf zu sehen als je zuvor!“

„Das kommt natürlich auch noch hin-

zu und ist wiederum eine Bestätigung dessen, was ich als selbstverständlich fordere: klare Buchführung!“ schloß Otto.

Die vernünftige alte Selbsthilfe wird wieder modern

Einem Gutsbesitzer wurde ständig Korn und Futter vom Boden gestohlen. Es waren keine großen Diebstähle, es waren kleine Mausereien eines kleinen Mannes. Der Besitzer wollte nicht den Landjäger holen, trotzdem er den Dieb mit einer Haussuchung oder einer ein paar Nächte dauernden Aufsicht bestimmt hätte fassen können. Uebrigens glaubte er den Mann zu kennen, es war wohl einer seiner eigenen Tagelöhner, Ernst Schmidt. Zu der Zeit wurde grade draußen auf dem Hof eine Beleuchtung installiert, mit großen Lampen, aber ohne Schalter, sondern nur mit einem Schlüssel anstellbar. Eines Morgens stehen, wie jeden Morgen, Tagelöhner und Knechte, Frauen und Hofgänger zur Arbeitseinteilung auf dem Hofe aufmar-

schiert. Der Besitzer erscheint und sagt: „Leute, jetzt haben wir die schöne Hofbeleuchtung. Aber damit sie nicht jeder anknipsen kann, habe ich nur zwei Schlüssel machen lassen, einen für mich, einen für . . .“ feierliche Pause . . . „für Ernst Schmidt. Hier, Schmidt, haben Sie Ihren Schlüssel.“ Der Mann will etwas sagen. „Nee, nee“, sagt kopfschüttelnd der Besitzer, „ich hab immer Sorge, Sie brechen sich mal nachts den Hals. Knipsen Sie ruhig, mir kommt es bei Ihnen auf den Strom nicht an.“ Und unaufhaltsam weiter: „Die Männer gehen zum Wiesenmähen, die Knechte . . .“ usw. usw.

Die Vorräte des Bodens blieben fürder ungekränkt, der zweite Lichtschlüssel lag eines Tages im Zimmer des Besitzers.

Mit dem Respekt vor der „Bildung“ ist es vorbei

Ich ließ mich verleiten, neulich die alte Bude wieder aufzusuchen, in der ich 1910 als Student gehaust hatte. Mein Wirt von damals, ein Schneidermeister, war noch da; aber er war ganz anders. Das bemerkte ich gleich bei der ersten Begrüßung: keine Spur mehr in ihm von der Befangenheit, die er mir gegenüber früher immer gehabt hatte (obwohl er 25 Jahre älter war als ich), sondern absolute Vertraulichkeit. Dann nahm er sogar den Ton einer gewissen Geringschätzung an: „Na, glänzend scheint es Ihnen ja auch nich zu gehn: Anzug fertig gekauft, fünfundsechzig Mark“, meinte er, mich kritisch musternd.

Seine Frau war gestorben. „Krebs“, erzählte er, „hat schon ihre Mutter gehabt, und ihre Schwester, is kein Kraut gegen gewachsen, könn'n die Aerzte auch nichts machen, neulich ha'ch gelesen: hat einer den Nobelpreis gekriegt für Krebsforschung, aber 'n Heilmittel haben sie immer noch nich! — Is wie mit der Na-

tionalökonomie — hab'n Sie doch damals studiert, nich? — (ich bejahte) — also theoretisch. Alles sehr schön, klipp und klar, aber was hab'n wir praktisch davon? Wo is eine richtige, eine brauchbare Nationalökonomie? Nu, sagen Sie mal, Herr Doktor!“ — Ich sagte nichts. Er deutete mein Schweigen wohl als Beleidigtsein und meinte, immer bei seiner Näharbeit: „Ich sage nichts gegen die Wissenschaft! Denke nich dran! Wissenschaft muß sein. Aber wie das früher so war: daß wir glaubten, die Gelehrten, überhaupt die Studierten, das wären so eine Art Halbgötter, die wir stumm anbeten müssen, das is ja nun nich mehr. Ich sage Ihnen ganz offen: früher, wie Sie noch als Student bei uns wohnten, da habe ich immer ein geheimes Gruseln vor Ihnen gehabt, fand gar nicht die richtige Sprache Ihnen gegenüber; heute aber rede ich zu Ihnen, wie mir der Schnabel gewachsen ist.“

„Sie haben viel gelesen, viel für Ihre